Neue Zürcher Zeitung

Ein Herz und zwei Seelen

Mit dem Sprachaustausch für Kinder fördern Zürich und die Waadt einen der grössten Vorteile der Schweiz – die Mehrsprachigkeit



Das Aufregende des Fremdartigen lässt sich im eigenen Land erleben. Der Murtensee bei Salavaux. C. RUCKSTUHL / NZZ

JEAN-MARTIN BÜTTNER

—

Peter Bichsel sagte es kurz und gut: «Wir hindern einander daran, typisch zu werden.» Und das schrieb ein Autor, der sein ganzes Leben lang als Deutschschweizer wahrgenommen wurde. Aber er hatte recht. Sowohl die Deutschschweiz, die Romandie wie auch das Tessin – die Rätoromanen lassen wir einmal beiseite – können froh sein, dass sie einander haben. Ohne die anderen wären wir irrelevant. Die deutsche Schweiz verkümmerte zu einem Liechtenstein ohne Fürst, die Romandie zu einem Département mit TGV-Anschluss nach Paris, und das Zubringertal Tessin mündete in Milano Centrale.

Willensnation Schweiz also: vier Landesteile, Sprachen und Kulturen. Katholiken, Protestanten, Muslime und Juden. Wunderbar. Mein Problem bei dieser Multikulturalität besteht darin, dass sie nur einen Tag lang gültig bleibt. Wir feiern sie am 1. August und ignorieren sie für den Rest des Jahres.

Zwar hassen wir uns nicht so, wie das die Flamen und die Wallonen in Belgien tun, die deswegen mehrmals ohne Regierung leben mussten. Wir Schweizer mögen einander sogar, nur ignorieren wir uns weitgehend. Die besten Tessinerinnen und Tessiner müssen Deutsch und Französisch können, um es an den Schweizer Universitäten zu schaffen, das Land aber interessiert sich kaum für sie. Die Welschen ziehen Sprachkurse in Deutschland vor, weil ihnen das Schweizerdeutsche zu viel abverlangt und zu wenig bringt. Und was die Deutschschweizer betrifft, so haben die meisten von der Westschweiz keine Ahnung.

Geeint und doch getrennt

Zwar gilt im Bundeshaus Sprachenfreiheit, aber nicht für die Tessiner, weil sie kaum verstanden werden. Ausserdem werden immer mehr Berichte der Verwaltung zu spät oder gar nicht übersetzt, und viele Deutschschweizer Parlamentarier besprechen Wichtiges in den Pausen und auf Dialekt. Die Zürcher besuchen Genf seit dem Ende des Automobilsalons kaum mehr, während die Genfer auf ihr Festival de la Bâtie stolz sind, aber noch nie etwas vom Zürcher Theaterspektakel gehört haben. St. Gallen hat keine Ahnung davon, dass Lausanne die Ausgehstadt der Westschweiz ist – mit mehr Klubs als in Zürich und Besuchern aus der ganzen Schweiz und aus Frankreich.

Als Guy Parmelin zum Bundesrat gewählt wurde, schrieb man ihn in Bundesbern zum provinziellen Winzer herunter. Als die zweisprachige Ruth Lüthi für Freiburg als SP-Bundesrätin kandidierte, bezweifelten die welschen Medien ihre Welschtauglichkeit. Die Bilingue war ihnen offenbar nicht gut genug, als sei Sprache eine Rasse.

Wir sind ein Herz, wenn die Nati gewinnt, sonst leben wir mit zwei Seelen. Das letzte Mal, als die vier Regionen der Schweiz etwas gemeinsam unternahmen, kam die Expo 02 heraus. «Faites-nous rêver», verlangten die Welschen. «Was kostet es?», fragten die Deutschschweizer. Und doch gelang das Projekt als Feier der Vielfalt, ein Gemeinschaftswerk voller Kreativität, Originalität und Humor. Nach der Ausstellung verfielen wir wieder unserer Einstellung.

Aus all diesen Gründen freut mich die Mitteilung der zwei Grosskantone Zürich und Waadt, sie wollten ihren Sprachaustausch von Schülerinnen und Schülern beibehalten: Zürcher besuchen freiwillig waadtländische Schulen und umgekehrt. Dass immer mehr Deutschschweizer Kantone Frühfranzösisch abschaffen, bedaure ich, kann es aber verstehen. Nicht weil das frühe Lernen einer Sprache falsch wäre. Sondern weil das Lernen am besten funktioniert, wenn es nicht als Strafe wahrgenommen wird. Und wenn die Schüler das Gelernte sofort brauchen können.

Genauso funktioniert es ja beim Englischlernen – weil unsere Kultur, unsere Wirtschaft, unsere Informatik, unsere Jugendsprache, unsere Werbung und selbst unsere Fluchwörter englisch kolonisiert sind. Das Lernen des Französischen fällt schwerer, weil sich der Nutzen nicht sofort erschliesst. Und weil es eine schwierige Sprache bleibt, ebenso schwierig wie Deutsch und deutlich schwieriger als Englisch: «Le français s'apprend, l'anglais s'attrape.» Französisch muss man lernen, Englisch schnappt man auf.

Nun fällt mir das Belehren leicht, weil ich es aus einem doppelten Vorteil heraus formuliere. Ich arbeitete als Westschweizer Korrespondent in Genf und wurde schon zweisprachig in Basel sozialisiert. Unser Vater wuchs in Zürich und Bern auf, die Mutter kam aus dem jurassischen Pruntrut. Zu Hause sprachen wir Französisch und lernten Deutsch in der Schule. Die eine Grossmutter war Französin und die andere Deutsche gewesen, also sind wir drei Brüder echte Schweizer.

Weltsprache und Dialekt

Immerhin weiss ich, wovon ich rede, wenn ich das Desinteresse der Landesteile als verpasste Chance bedaure. Was habe ich als zweisprachiger Deutschschweizer in der Romandie gelernt, wovon profitieren die Welschen dank uns? In dem Wissen natürlich, dass sich die welschen Kantone ebenso stark unterscheiden wie die der deutschen Schweiz – das Wallis hat mit Neuenburg so viel zu tun wie Glarus mit Basel-Stadt.

Aber tendenziell lässt sich sagen: Die Kontakte ergeben sich in der Westschweiz ungezwungener, die Körperkontakte schneller. Die welschen Auftritte wirken offener. Der Humor sprudelt bei den Romands freier, die Herzlichkeit ist grösser. Die Welschen wirken weniger misstrauisch als die Deutschschweizer. Sie reden freier als wir, schon weil wir an der seltenen Krankheit der Diglossie leiden, das heisst, wir reden anders, als wir schreiben. Und erleben das Hochdeutsche als Anstrengung.

Die Welschen verhalten sich dem Ausland gegenüber aufgeschlossener, was sich schon bei den Abstimmungen zeigt. Das hindert sie aber nicht daran, die Grenzfranzosen abzulehnen. Die Romands sprechen ja eine Weltsprache, die fünfthäufigste nach Englisch, Mandarin, Hindi und Spanisch. Arabisch kommt auf Platz 6, Deutsch auf Platz 12. Französisch mag ebenso schwer zu lernen sein wie Deutsch, hat sich aber in der Diplomatie und im Bett bewährt, zwei wichtigen Austragungsorten der Kommunikation. Zudem tragen die Welschen und Franzosen mehr Sorge zu ihrer Sprache, wehren sich stärker gegen die Amerikanisierung.

Auch bei der Forschung und Wirtschaft nimmt es die Romandie mit der dominierenden Deutschschweiz auf. Die EPF von Lausanne ist als technische Hochschule ebenso begehrt wie die Zürcher ETH, ausserdem haben Genf und die Waadt 2024 mehr erwirtschaftet als der Kanton Zürich, obwohl sie weniger Einwohner haben.

Heimweh nach dem Ausland

Nun können auch die Welschen von den Deutschschweizern profitieren. Erstens befreien sie sich bei uns aus ihren übersichtlichen Kantonen, wo sich alle kennen, zweitens finden sie bei uns die besseren und besser bezahlten Jobs als in Frankreich. Ausserdem helfen wir den Welschen beim Überwinden ihrer Förmlichkeit, unter der sie bei aller Herzlichkeit leiden. Das zeigt sich schon beim Duzen, das vielen Romands schwerfällt. Auch die Formulare in der Westschweiz sind umständlicher abgefasst, die Diplome werden höher bewertet, die Grussadressen wuchern überhöflich.

Im Gegenzug verhalten sich Deutschschweizer weniger etatistisch und weniger autoritätsgläubig als die Welschen. Diese denken auch legalistischer als wir, lange Zeit war ihre Drogenpolitik mitleidlos hart. Auch trennen ihre Klassenunterschiede sie schärfer als bei uns; dass ein Bankdirektor mit einem Hafenarbeiter ein Bier tränke wie in einer Clique der Basler Fasnacht, bleibt in Genf undenkbar.

«Der Schweizer hat Heimweh nach dem Ausland», auch das haben wir von Peter Bichsel gelernt. Was wir fast allen anderen Ländern Europas voraushaben: Wir können das Aufregende des Fremdartigen im eigenen Land erleben, dürfen also anders fühlen und doch gleich bleiben. Entre nous gefragt: Ist das nicht cool?